

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 223. Bromberg, den 13. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Eve Maria sah schweigend in die Nachmittagshelle des Parkes. Wie die fallenden Blätter der Blutbuchen tanzten die Gedanken in ihr durcheinander.

„Ich will morgen zu Haller gehen!“ sagte sie aus all ihrem Sinnen heraus. „Der Meister weiß vielleicht, was es mit ihm ist. Und wenn er mir keine Auskunft geben kann, werde ich nach der Csarda fahren. Seiner Mutter wird Elemer doch jedenfalls von irgendwoher ein Lebenszeichen senden!“

Sie sah Harald Andersons rätselhaften Blick und knickte fröstelnd zusammen. — Er mußte ja noch am Leben sein — er mußte ja! Wie sollte sie sonst das ihre ertragen? — Es war ja ganz undenkbar, daß er gegangen und sie allein zurückgelassen hatte.

Sie atmete auf, als ihre Gäste sich verabschiedet hatten. Sie konnte niemand mehr neben sich ertragen, selbst die Freunde nicht, die es gut mit ihr meinten. Sie mußte allein sein mit sich und ihren Gedanken, wenn sie auch nichts als Vorwürfe für sie ans Licht zerrten.

Zweimal mußte der Diener melden, daß gedeckt sei. Zweimal kam gegen elf Uhr die Zofe, zu fragen, ob sie nicht ausgekleidet zu werden wünsche. Vollständig zerschlagen lag sie eine halbe Stunde vor Mitternacht in den Kissen. Sie fand nun auch keine Träne mehr für das Leid ihres Lebens. Daß es selbstverschuldet war, das war noch das Entsetzlichste von allem. Manchmal schien es ihr, als sei sie schon ein ganz alte Frau. Wenn sie dann in den Spiegel sah, schüttelte sie über sich selbst den Kopf. Wie konnte man noch blondes Haar tragen, wenn man so namenlos gelitten hatte?

Sie fürchtete die Nächte mit ihren endlos langen Stunden, wo die Gedanken wie Hämmer auf sie einschlugen, wo die Bilder des Erinnerns aus der Versenkung stiegen und lockend und anklagend zugleich an ihr vorüberzogen.

Wenn sie die Augen schloß, sah sie ihn vor sich knien, den Kopf in ihren Schoß gelegt. Sie fühlte das Zittern seines Körpers, hörte ihn sagen: „Eve Mi, wiederhole dein Nein! — Dann will ich gehen.“

Und sie — sie hatte es fertig gebracht, sein und ihr eigenes Todesurteil zu sprechen.

Die Lippen biß sie wund, bis sie bluteten und brannten, als trügen diese die Schuld an all dem Jammer und waren doch nur das Werkzeug ihres Stolzes gewesen.

Am anderen Vormittag ging sie durch Stefans Blumenwildnis in Hallers Empfangszimmer.

Sie sah, wie der Meister erschrak.

„Sie sind noch immer nicht ganz auf dem Damm, liebe Baronin!“ sagte er liebevoll, geleitete sie nach einem kleinen Sofa in der Ecke und drückte sie hinein. „Aber es kommt alles wieder. Nur Geduld haben. Ihre Jugend wird Sie wieder hoch bringen. Und ein bißchen guter Wille noch dazu, dann geht es rasch wieder vorwärts!“

Sie schüttelte den Kopf. — Ihr Blick fiel auf Radanyis großes Bild, das er dem Meister zu dessen letztem Geburtstag geschenkt hatte. — War das Elemer? — Diese Augen! — Diese Linie um den Mund. „— Eve Mi, nimm alles dagegen, was ich gelitten habe!“ klangen seine Worte in ihr auf.

Ihre Selbstbeherrschung war zu Ende. Die Tropfen rannen ihr unaufhaltsam die Wangen herab.

Haller setzte sich neben sie und nahm ihre Hände in die seinen.

„Ich glaube zu wissen, liebe Baronin, was Sie zu mir führt und was der Grund all Ihres Leides ist und Sie nicht gesunden läßt. Und ich würde Ihnen so gerne etwas Liebes, Tröstendes sagen, aber ich kann nicht. Ich ahne nicht einmal, wo er sein könnte. Er gibt keine Nachricht mehr von sich. Im Juli habe ich ein paar Zeilen von ihm erhalten. Aber sie waren so rätselhaft, daß ich heute noch nicht klug daraus geworden bin. — Er muß um diese Zeit hier gewesen sein!“

Eva Maria nickte.

„War er bei Ihnen, liebe Baronin?“

„Ja!“

„Sehen Sie, Sie gelten mehr, wie ich. Bei seinem alten Meister ist er vorübergegangen.“

Er trat an seinen Schreibtisch und entnahm ihm ein Blatt. Der kleine Bogen war an der einen Außenseite gefranst, als sei er irgendwo herausgerissen worden.

Eva Maria streckte die Hand darnach und ließ ihre Augen darüberfliegen.

„Verehrter Meister!

Ich hätte Sie so gerne noch einmal gesehen, aber das Abschiednehmen wird mir dann zu schwer. Wenn Ihnen in den nächsten Tagen jemand meine Geige bringt, dann lassen Sie, bitte, dieselbe in die Hände der Baronin Gellern gelangen. Sie wird Verständnis haben für das Instrument und wissen, was es zu bedeuten hat.

Sie aber, verehrter Meister, bitte um ein liebes Gedenken und Verzeihen

Ihr dankbarer getreuer Schüler
Elemer Radanyi.“

Der Brief entfiel ihren Händen. Weiß bis tief in die Lippen starrte sie auf das kleine Blatt, das der Meister eben wieder behutsam vom Boden aufhob.

„Wissen Sie die Zeilen zu deuten, Baronin!“

„Er ist tot!“

„Tot?“ Haller taumelte rücklings gegen den Flügel. Eva Maria bewegte keine Hand. Sie saß wie gelähmt. Nun sie Gewißheit hatte, brach sie vollständig zusammen. Sie hörte Hallers Stimme aus weiter Entfernung.

„Eine Erklärung, Baronin! — Ich bitte Sie — eine Erklärung! — Was ist es mit ihm gewesen! — Wann ist er zu Ihnen gekommen — und wann ist er gegangen und warum — warum denn nur! — Was hat ihn denn dazu getrieben!?“

„Ich habe ihn abgewiesen, als er um meine Liebe bat!“

„Baronin! Das haben Sie wirklich getan! — das haben Sie zuwege gebracht? — Ein Nein konnten Sie ihm geben? — Armer Elemer! — Baronin, dieses „Nein“ von Ihnen war ein Mord!“

Sie saß mit vorgeneigtem Oberkörper, als warte sie, ob nicht jemand mit der Peitsche nach ihr schlug.

„Wie war ich stolz auf diesen Schüler und wie habe ich ihn geliebt!“ klagte Haller, und konnte es nicht hindern, daß ihm die Augen überrannen. Er mußte sich abwenden und starrte in die Helle des Gartens.

„Meister!“

Ohne sich nach seinem Gaste umzuwenden, nickte er.

„Meister, warum haben Sie mir seine Geige nicht geschickt. Vielleicht wäre er noch zu retten gewesen, vielleicht

hätte ich ihn noch gefunden, wenn ich ganz Wien nach ihm abgesucht hätte. — Jeden Winkel wäre ich abgekrochen. — Jede . . ."

Haller hob abwehrend beide Hände. „Die Geige hat mir bis heute niemand gebracht. Die wandert wohl längst um einen Spottpreis von einem Trödlerladen in den andern."

Ein unterdrückter Laut kam vom Sofa herüber, wo Eva Maria saß. Ihr Gesicht zeigte eine gelbe Leichenfarbe. Haller legte hastig den einen Arm um sie. Es erging ihm, wie Harald Anderson. Er empfand Mitleid mit ihr. Was sie auch gefehlt haben mochte, die Strafe war fürchterlich.

Er suchte nach einer Aufmunterung, nach einem Worte des Trostes.

„Haben Sie schon Erkundigung auf der Polizei eingezogen" fragte er liebevoll.

Sie verneinte und schwankte an seinem Arme.

„Wollen wir nicht hingehen?" schlug er vor. „Sie brauchen nicht allein zu gehen, liebe Baronin. Ich komme mit!"

„Bitte!" brachte sie mühsam hervor.

Stefan ging, einen Wagen zu holen. Zu Fuß konnte Eva Maria den Weg nicht zurücklegen. Behutsam half der Meister ihr über das Trittbrett. Er hatte Sorge, daß sie in der nächsten Minute zusammenbrach. Alles hatte seine Grenze und über manches half selbst der stärkste Wille nicht hinweg. Während der Fahrt wechselten sie kein Wort. Sie schien ruhiger zu werden. Nur, als das Auto vor dem Polizeipräsidium hielt und er ihr über die Treppe hinauf den Arm bot, begann sie derart zu zittern, daß er einige Minuten mit ihr Rast machte.

Haller kannte den Polizeipräsidenten, hatte ihn schon bei sich als Gast gesehen, er ersuchte deshalb gleich um eine persönliche Rücksprache mit ihm. So kam man am raschesten zum Ziel. Jede weitere Stunde des Wartens bedeutete eine ungeheure Folter.

Und dann wurden sie nach wenigen Minuten in dessen Arbeitsraum geführt.

Eine imponierende, stattliche Gestalt erhob sich aus dem Stuhl am Schreibtische. Zwei scharfe, hellgraue Augen blitzten aus einem randlosen Kneifer. Er reichte der Baronin die Rechte. Nun erst entsann sich Eva Maria, daß er auch in der Herrenstraße kein Fremder gewesen war und später auch in der Cottage bei ihnen aus- und einging.

Haller begrüßte er mit einem festen Druck der Hand und schob zwei bequeme Sessel für seinen Besuch näher zu seinem Schreibtisch.

„Womit kann ich dienen, lieber Meister! — Hat man Sie bestohlen? — Oder ist einer der Bankiers mit Ihrem Gelde durch? — Das ist jetzt keine Seltenheit!" setzte er lachend hinzu. Dabei sah er aus seinen Brillengläsern forschend zu Eva Maria hinüber.

„Deswegen würde ich Sie sehr wahrscheinlich nicht belästigt haben, Herr Präsident," warf Haller ein. „Es handelt sich um etwas anderes. Der Name meines Schülers — des Geigers Radanyi — ist sicher noch in Ihrer Erinnerung!"

„Gewiß, gewiß!" unterbrach ihn der Polizeigewaltige. „Was ist es mit ihm?"

Er reckte sich etwas in seinem Stuhle auf und bog sich zu Haller vor.

„Er ist seit August verschwunden, das heißt verschollen!" gab Haller zur Antwort.

„Sie wollen damit sagen, lieber Meister, daß Sie keine Nachricht mehr von ihm bekamen!"

„Ja!"

„Das spricht deswegen noch nicht dafür, daß er verschollen ist. — Es kann auch Absicht sein, er will vielleicht nicht wissen lassen, wo er ist."

Der Präsident lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück. „Glauben Sie Grund zur Sorge um ihn zu haben? — Weshalb? Es muß doch irgend etwas vorausgegangen sein, was Anlaß dazu gibt!"

Haller entnahm seiner Brieftasche Elemers kurze Zeilen, und reichte sie dem Chef der Polizei hinüber.

„Das ist allerdings etwas vielsagend," meinte dieser, als er sie aufmerksam zu wiederholtem Male gelesen hatte. — „Aber immerhin ein strikter Beweis ist es nicht. Ich denke dasselbe wie Sie — nämlich an einen Selbstmord. Aber ein Großteil aller Selbstmörderkandidaten besinnt sich noch im letzten Augenblick, daß das Leben trotz alledem noch etwas vom Allerbesten und Begehrenswertesten ist. Das bewirkt bei neunzig von hundert, daß sie es noch einmal versuchen, sich durchzuringen, ehe sie es wegwerfen. — Eine weitere Nachricht ist nicht mehr bei Ihnen eingelaufen, Meister?"

„Nein!"

„Hm — es kann ja möglich sein. —" Er drückte auf einen Knopf und befahl dem eintretenden Amtsdiener, ihm aus dem Zimmer nebenan das in Frage kommende Aktenstück herbeizuholen. „So viel ich weiß", sagte er, „ist Radanyi ein Neffe des Bankiers Ballin. Ist auch dort nichts eingetroffen? — Nein! — Sonderbar. — Hat er sonst noch irgendwo Angehörige oder Verwandte?"

„Die Mutter und der Großvater leben in der Pußta!", gab Haller Auskunft.

„Dort müßte man natürlich zuerst Erkundigungen einziehen." Der Präsident griff nach dem dünnen Akt, den ihm der Amtsdiener soeben überreichte. „Er enthält die Namen sämtlicher Selbstmörder vom Januar bis zum heutigen Tage, das heißt derjenigen, die eben für den gesamten Stadtbezirk in Betracht kommen", erklärte er.

Eva Marias und Hallers Blicke hingen unverwandt an seinem Gesichte.

Kopfschüttelnd klappte er den Akt wieder zusammen. „Sein Name ist nicht darunter. — Das hätten Sie natürlich auch sofort durch die Presse erfahren. Radanyi ist doch eine Persönlichkeit, an der die halbe Welt Interesse hat!"

Eva Maria atmete auf. Ihre Nerven begannen sich zu beruhigen. Dankbar sah sie den Präsidenten an.

Er fuhr glättend über einen Stoß von Schriftstücken, der vor ihm lag, und schien über etwas nachzudenken. „Seine Geige — was ist es mit der, lieber Meister? — Man hat sie Ihnen nicht gebracht. — Hm — Sie kennen das Stück selbstverständlich genau! — Hier müßte man eventuell anknüpfen, das heißt zu erfahren suchen, ob sie in irgendwelchem Besitze ist. — Der Besitzer muß sich ausweisen, woher er sie hat, auf diese Weise greifen die Haken dann ineinander. Allzuschwer ist das nicht herauszukriegen. — Es hat nicht jeder zweite ein Instrument, wie Radanyi es gehabt haben dürfte."

Haller war bereits wieder voll Hoffens. „Nachdem mein Schüler nicht unter den Selbstmördern verzeichnet ist, atme ich wieder ordentlich auf!" gestand er dem Präsidenten. Dieser sah ihn forschend an. „Damit soll aber noch nicht gesagt sein, daß er noch am Leben ist!" mahnte er, Hallers Hoffnungsfreude eindämmend. „Es könnte auch sein, daß er noch nicht gefunden wurde. Leichen kommen oft erst nach Jahren und durch Zufälle zum Vorschein. — Er kann auch gerade so gut außerhalb Österreichs Hand an sich gelegt haben. Das sind lauter Faktoren, die alle in Betracht gezogen werden müssen. — Immerhin will ich mein Möglichstes tun, Ihnen Gewißheit zu verschaffen."

Eva Maria saß zusammengesunken auf ihrem Platze und sah ins Leere. Ihre Augen brannten und trugen dunkle Ränder. Das bestärkte den Präsidenten in seiner Annahme, daß es sich hier um eine Liebesaffäre Radanyis und der Baronin Gellern handle. Warum nicht?

Das Leben hatte mehr als ein Rätsel.

„Wir wollen die Sache ohne Umschweife in die Hand nehmen!" sagte er ermunternd. „Das Richtigste ist, man gibt einen Aufruf in die großen Tagesblätter. Das verspricht für den Augenblick den unzweifelhaftesten Erfolg. Natürlich darf er nicht von der Polizei ausgehen. Wir sind zu sehr gefürchtete Leute. Die Mehrzahl auch der besseren Elemente will nichts mit ihr zu tun haben. Wir müssen also eine Chiffre setzen oder einen Namen."

„Einen Namen!" warf Haller [illegible] der Aufruf geht am besten von Harald Anderson aus. Er ist der Bruder der Frau von [illegible] Elemers gewesen, auch ist seine Persönlichkeit niemandem so eigentlich bekannt: keiner wird aus dem Namen Folgerungen ziehen. — Würden Sie das besorgen, Herr Präsident?"

Er nickte, nahm seinen Silberstift und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er erst Haller und nach ihm Eva Maria reichte.

„Finden Sie es so gut, Meister?"

„Ja, ja — ganz gut." Wenn man zu den Leidtragenden gehört, ist man dankbar für jedes Wort, das einem von anderen abgenommen wird.

„Und wann, Herr Präsident, glauben Sie, daß die erste Nachricht eintreffen wird?" Es war das erstemal, daß Eva Maria ihre Stimme hören ließ.

„Nachricht? — eintreffen? — Verehrte Baronin, Sie haben mich nicht voll verstanden. — Garantie kann ich nicht geben. Es ist ja sehr wahrscheinlich, aber mit Gewißheit dürfen Sie natürlich nicht darauf rechnen. — Es ist auch möglich, daß Sie vergeblich warten. — Nun heißt es eben, sich gedulden. Gewöhnlich ist dieser Weg ja sehr bald von Erfolg begleitet. — So — oder so. — Die Hauptsache in diesem Falle ist ja die Gewißheit, ob er tot oder noch am Leben ist. Nur die Ungewißheit lähmt. Ich wünsche nur, daß es sich bald entscheidet, auch für Sie, lieber Meister! — Sie werden mich jedenfalls auf dem laufenden halten. — Ich wäre Ihnen sehr verbunden!"

Er begleitete seinen Besuch bis zur Türe und trat dann an seinen Schreibtisch. — „Wieder ein Drama!" sagte er vor sich hin, während er auf die Klingel drückte. „Das Ende stand ja nur zu deutlich in Radanyis Brief geschrieben. — Schade um den Künstler. Die Baronin mochte wohl nicht wenig von Gewissensbissen gefoltert sein. — Nun liegt auch die so streng vertuschte Duellaffäre Gellern mit Roden klar.

— Die Zeit zerrt eben alles an das Licht, ohne jegliche Rücksicht auf die Person zu nehmen."

Haller und Eva Maria fuhren vom Polizeipräsidium weg sofort zu Harald Anderson, der mit seiner jungen Frau im Palasthotel eine Zimmerflucht gemietet hatte. Er wollte ganz frei für sich leben und hatte es abgelehnt, der Gast seiner Schwester zu sein. Man würde sich auch so jeden Tag treffen. Er war mit dem Vorschlage des Polizeichefs vollkommen einverstanden. Mit Haller und Eva Maria vereinbarte er sofortige Benachrichtigung, wenn etwas von Belang eintreffen sollte. Er versprach außerdem, sobald der Aufruf erschiene, innerhalb der folgenden Tage sich nicht außerhalb Wiens zu begeben, so daß er jederzeit erreichbar war. Mehr ließ sich für den Augenblick nicht tun.

Eva Maria aber litt es nicht in der Cottage. Sie bat Anderson, ihr ein Zimmer im Palast-Hotel reservieren zu lassen, so daß sie jederzeit dort bleiben konnte, wenn die Unruhe und die Unrast in ihr nicht mehr zu ertragen wäre. Sie wollte immer da sein, so daß man ihr nicht erst zu telephonieren, oder sie zu holen brauchte.

Aber die ersten Tage verliefen, ohne daß irgendwelche Nachricht eingelaufen wäre. Es blieb alles wie zuvor. Eva Maria erschrak bei jedem Anruf, der an Anderson erging. Aber es war immer nichts. Haller und Anderson versprachen sich keinerlei Erfolg mehr, nur Eva Maria zuliebe hielten sie den Schein aufrecht, als warteten auch sie mit jeder neuen Stunde auf das Eintreffen einer Botschaft, die Kunde von Elemer gab.

„Wäre ich nur mit herübergekommen!" sagte Harald wohl schon das hundertste mal unter den bittersten Selbstvorwürfen. Aber nun war an allem nichts mehr zu ändern.

(Fortsetzung folgt.)

Seltsame Geschichten.

Nach wahren Begebenheiten erzählt von Paul Grabein.

I.

Ich saß, wie so manchmal, mit meinem alten Freunde, dem blinden Doktor, beim Lampenschein in stillem Zwiegespräch. Vorväterhausrat umgab uns traulich; aus der dämmernden Ecke tickte bedächtig die große Standuhr, die schon so vielen Geschlechtern die frohen und ernsten Stunden geschlagen hatte. Unsere Unterhaltung hatte heute Dinge berührt, die uns sonst fern lagen. Wir sprachen von allerlei noch wenig geklärten Erscheinungen, die man früher entweder als übernatürlich ansah oder als Phantastereien belächelte, die aber heute selbst von ernsten Wissenschaftlern nicht mehr kurzer Hand abgetan werden. So kam die Rede auf telepathische Übertragungen, und ich erzählte dem Freunde von einem Begebnis, das ich nach den mir gewordenen Versicherungen als verbürgt ansehen muß:

„Ein Gutsbesitzer hatte Freunde zur Jagd geladen und war mit ihnen den ganzen Tag draußen im Walde gewesen. Abends kamen die Gäste ins Herrenhaus zurück, aber ohne den Wirt, den sie auf dem vereinbarten Sammelplatze nicht angetroffen hatten. Man wartete eine Weile. Als der Jagdherr aber immer noch nicht erschien, bat die Hausfrau die Gäste zu Tisch, um das Essen nicht kalt werden zu lassen. Allmählich bemächtigte sich ihrer jedoch eine Unruhe, die sich zur heimlichen Angst steigerte, je später es wurde. Und plötzlich geschah etwas, was die Gäste mit Schrecken erfüllte. Die Hausfrau stockte mitten im Gespräch, erblaßte und starrte mit weit offenen Augen zum Fenster hin, das fest geschlossen war. Einer rief: „Was ist Ihnen, gnädige Frau?"

„Still! Hörten Sie nichts?"

Alle hielten den Atem an und lauschten; dann schüttelten sie den Kopf. Die Hausfrau aber sprang auf: „Doch, doch! Ich hab' es ganz deutlich gehört: Ein Klopfen und Klirren an der Scheibe, als ob jemand Einlaß begehrte. Mein Mann — es muß ihm ein Unglück widerfahren sein!"

Die Gäste überlief ein kalter Schauer. Sie hatten nun selber keine Ruhe mehr und liefen vor das Haus. Niemand war draußen zu sehen. Da rüsteten sie sich mit Windlichtern und Laternen aus und durchsuchten den nächtlichen Wald. Endlich fanden sie den Vermißten — tot, von seiner eigenen Büchse erschossen. Offenbar war er gestrauchelt, und die Waffe hatte sich gegen ihn entladen. Nach dem Befund eines Arztes, der sich unter den Gästen befand, mußte der Tod um dieselbe Zeit eingetreten sein, als die Hausfrau vorher im Gutshause jene merkwürdige Erscheinung gehabt hatte. — Was hältst du von dieser Geschichte?"

„Ich zweifle nicht daran, daß sich die Sache so zugetragen hat, wie du sagst. Ich kenne Dinge, die noch viel erstaunlicher sind." — Der Blinde versank in ernstes Sinnen, indem er den Kopf in die Hand stützte, das Antlitz mir abgekehrt. Nach einer Weile suchten mich dann wieder seine lichtlosen Augen. Übrigens hörte ich auch einmal von einem ganz ähnlichen Fall. Ein Bekannter von mir, ein durchaus zuverlässiger, glaubwürdiger Mensch, der die Sache selber erlebt hat, erzählte sie mir. Er befand sich vor einigen Jahren in Geschäften in Wien. Tagsüber hatte er angestrengt zu tun gehabt, war daher beizeiten im Hotel zu Bett gegangen. Mitten in der Nacht erwachte er plötzlich. Er wunderte sich, denn er erfreute sich stets eines gesunden, tiefen Schlafes. Alles um ihn her war lautlos still. Er legte sich also wieder auf die Seite und versuchte von neuem einzuschlafen. Plötzlich hatte er das seltsame Gefühl, als stände jemand am Fußende seines Bettes. Rasch schlug er die Augen auf, und wirklich — da stand seine Mutter! Aber gleich rief er sich selber zu: „Unsinn! Wie soll das möglich sein?" Die alte Frau war doch in Berlin, wo er sie vor wenigen Tagen erst verlassen hatte. Offenbar befand er sich noch in einem halben Dämmerzustand — also sah er nur ein Traumgesicht. Um sich ganz zu ermuntern, richtete er sich im Bette auf; aber sonderbar — die Erscheinung war immer noch da.

Ein Schauer überlief ihn. Er schaltete das elektrische Licht an. Keine Spur von Spuk mehr. Die Uhr auf dem Nachttisch zeigte einige Minuten nach drei. Eine Weile blieb er noch im Bett sitzen und dachte über die Erscheinung nach, die er sich vergeblich zu erklären suchte. Endlich beschloß er, wieder zu schlafen und verdunkelte das Zimmer. Doch in ihm blieb eine große Unruhe, und es überfiel ihn die Sorge um die Mutter. Er hatte sie freilich ganz gesund verlassen, aber immerhin — sie war eine alte Frau. Er nahm sich daher vor, gleich am anderen Morgen zu Hause einmal anzurufen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Schließlich beruhigte er sich wieder und schlief ein. Zeitig stand er am anderen Morgen auf. Er war noch beim Anziehen, als es an seine Tür klopfte, und ein Hoteldiener mit einem Telegramm trat ein. In banger Ahnung erbrach er es, eine Depesche von seinem Bruder: Mutter nach kurzem Unwohlsein heute Nacht drei Uhr plötzlich sanft entschlafen."

Ich nickte vor mich hin. „In der Tat, ganz dieselbe Begebenheit. Auch in diesem Falle hat der Sterbende offenbar in seinen letzten, lichten Augenblicken mit ganzer Kraft an den fernen Lieben gedacht — Telepathie der Seele.

Aber diese Erscheinungen sind ja noch so ungeklärt, daß dies überraschende Faktum zum Zweifel an der Wirklichkeit des Geschehens nicht berechtigt. Es gibt Dinge, die noch wunderbarer sind, — aber darüber ein anderes Mal!"

II.

Das Gesprächsthema, das ich schon so manchmal mit dem blinden Doktor in stillem Zwiegespräch behandelt hatte, okkulte Phänomene, nahm uns wieder einmal gefangen. Mein Freund hatte nur, als wir uns letzthin darüber unterhielten, versprochen, mir Dinge mitzuteilen, die noch weit rätselhafter seien als das, was wir bisher erörterten. Daran erinnerte ich ihn nun, und er nickte, sich besinnend:

„Ja — ich meinte die Erscheinungen des zweiten Gesichts, wo ein Mensch Dinge vorher sieht, die noch gar nicht da sind — bisweilen sogar Jahre lang vorher."

„Du hast am Ende selber derartiges erlebt? Das würde mich interessieren."

Der Blinde antwortete nicht gleich; dann aber sagte er ernst: „Ich rede nicht gern von diesen Dingen; du wirst es verstehen, wenn du Näheres hörst. Aber da wir nun doch davon sprechen, will ich bei dir eine Ausnahme machen. Zunächst ein Fall von Hellsehen, den ich gegen das Ende des Krieges erlebte. Wir hatten damals Logierbesuch, nämlich die Tochter einer Freundin meiner Frau. Um ihr etwas Unterhaltung in unserem stillen Hause zu bieten, hatte meine Frau eines Nachmittags noch ein paar andere junge Mädchen aus der Bekanntschaft eingeladen. Sie saßen alle beisammen ein paar Zimmer weiter, während ich hier an meinem gewohnten Eckplatz im Lehnstuhl blieb und meinen Gedanken nachhing. Eines der Mädchen hatte eine Laute mitgebracht, und sie sangen nun gemeinsam Volks- und Heimatlieder. Es war eine trauliche, friedvolle Stimmung; ich hörte ihnen mit Freude zu und vergaß darüber ganz, daß draußen an den Fronten der Kampf weiter wütete und stündlich, ja, in jeder Minute neue Opfer forderte. Mit einem Male aber hatte ich eine Vision: Ich sah einen Schützengraben und in ihm einen jungen Soldaten, der sich über die Brustwehr hinausbeugte und zur feindlichen Stellung spähte. Es war ein mir wohlbekanntes Gesicht, der Verlobte unseres Logiergastes; ein Student, der erst kürzlich ins Feld nach Frankreich gekommen war. Doch plötzlich schrak ich zusammen. Ich gewahrte, wie der junge Mensch taumelte, wie sich eine Blutspur auf seiner Stirn zeigte und wie er nun in den Graben niederstürzte. Über dieses Gesicht war ich so erschrocken, daß ich mit beiden Händen die Armlehnen meines Stuhles umklammerte und so eine Weile erschüttert sitzen blieb. Dann aber ging ich hinüber zu den Frauen und fragte nach einigen gleichgültigen Bemerkungen unseren Gast nach Bescheid von ihrem Verlobten. Das

junge Mädchen erwiderte, er sei mit seiner Kompanie in Ruhestellung gekommen, also zurzeit außer Gefahr. Das brachte mir im Augenblick eine gewisse Entlastung, obwohl die Unruhe in mir nicht ganz weichen wollte. Eine Woche später kam ein Brief vom Bataillon: der Verlobte war mit seiner Kompanie wieder an der Front eingesetzt und von einem Zufallstreffer durch Kopfschuß getötet worden."

„Ein tragisches Ende — das arme Mädel!" entfuhr es mir, und wir versanken beide in Schweigen.

Nach einer Weile begann mein Freund wieder das Gespräch: „Ich will dir nun von den anderen Erlebnissen dieser Art erzählen, die mich persönlich betreffen. Es handelt sich um zwei Fälle. In dem ersten hat eine fremde Person meine Erblindung vorausgesehen, im anderen ich selber; aber merkwürdigerweise geschah beides zu einer Zeit, als ich mich noch blühender Gesundheit erfreute. Du weißt ja auch, daß meine Erblindung die Folge eines Unfalls ist."

Ich nickte stumm; es war mir nur zu gut bekannt, daß sich mein armer Freund durch einen Sturz mit dem Pferd im Felde, gleich zu Beginn des Krieges, einen Schädelbruch und damit den Verlust der Sehkraft zugezogen hatte. Er erzählte nun:

„Es war fünf Jahre vor Kriegsausbruch, als mir eines Nachmittags nach Ende der Sprechstunde das Mädchen meldete, im Wartezimmer sei noch eine Dame, die gebeten habe, sie erst nach Abfertigung aller anderen Patienten zu mir zu führen. Es war eine langjährige Bekannte, eine ältere verheiratete Frau aus bester Familie. Ich empfing sie scherzend.

Sie sah mich fast vorwurfsvoll an. „Scherzen Sie nicht, Herr Doktor, ich habe Ihnen etwas sehr Ernstes zu sagen. Sind wir aber auch ganz ungestört?" Sie blickte nach der Tür zu meinen Wohnräumen.

Ich ging hin und zog den Vorhang vor diese Tür, unwillkürlich von ihrer Stimmung angesteckt. Dann wandte ich mich ihr wieder zu, die anscheinend doch kerngesund vor mir stand. „Ist es wirklich so ernst, was Sie mir mitzuteilen haben? Wir wollen es doch nicht hoffen."

„Sie irren, Herr Doktor; es geht nicht mich an, sondern Sie!"

„Mich?" fragte ich erstaunt zurück, und ich muß sagen, daß es mich bei ihrem Blick und Ton seltsam überlief.

Sie nickte nur. Offenbar suchte sie nach den richtigen Worten, um mich nicht ohne Not zu erschrecken; dann sagte sie: „Herr Doktor, ich möchte Sie warnen. Ich weiß, es steht Ihnen ein großes Unglück bevor. Mehr kann und will ich nicht sagen. Aber ich beschwöre Sie: seien Sie vorsichtig bei allem, was Sie unternehmen — vielleicht können Sie damit ein nahendes Unheil noch abwenden."

Auf meine Bitte, mir Näheres zu sagen, erklärte sie nur noch, sie habe die verhängnisvolle Gabe des zweiten Gesichts. Schon einmal habe sie den Unfall eines Menschen vorausgesehen, bei einer Schwester, die sich vor Jahren einmal einen schweren doppelten Schenkelbruch zuzog. Was sie diesmal gesehen habe, das war nicht aus ihr herauszubringen, und sie ging schließlich, um diese bedrückende Unterredung zu beenden.

Wenn ich im Augenblick auch ziemlich betroffen war, so schüttelte ich diese Empfindung doch bald wieder ab und konnte schließlich über die geheimnisvolle Prophezeiung lächeln, wenn ich allerdings auch mit keinem Menschen, namentlich nicht mit meiner Frau darüber sprach. Die betreffende Dame zog übrigens bald darauf von dem Orte fort, in dem ich damals lebte. Nachher, als mich mein Unglück zwang, die Praxis aufzugeben, bin ich ihr wieder hier in Berlin begegnet und da erfuhr ich denn, daß sie mich damals schon als Blinden vor sich gesehen hatte."

„In der Tat, sehr seltsam", bewegt blickte ich vor mich hin.

Mein Freund aber erzählte weiter: „Nun zu meinem eigenen Gesicht! Ein paar Jahre waren seit jener Unterhaltung vergangen, ich dachte nicht mehr daran, da fuhr ich eines Mittags, von meinen Krankenbesuchen heimkehrend, nach Hause. Ich lehnte bequem im Rücksitz des Wagens und war in bester Stimmung, freute mich auf das Wiedersehen mit Frau und Kind und auf das gute Mittagessen, war also ganz Alltagsmensch, von jeder überreizten Seelenverfassung so fern wie möglich. Da sah ich, in die Chaussee vorausblickend, auf der rechten Straßenseite, wo ich gerade saß, einen Mann mir entgegenkommen. Ich wollte erst nicht weiter darauf achten, aber dann gewahrte ich, daß er so seltsam ging, immer mit dem Stocke vor sich her tastend wie ein Blinder. Ich sah genauer hin, und plötzlich packte es mich: der Mann dort, der mir entgegen kam, hatte meine Gestalt, trug meine Züge, war ich selber! Ich dachte erst, ich träume, riß die Augen groß auf, griff neben mir nach dem Wagenschlag — nein, ich war vollkommen wach, sah auch den Kutscher vor mir auf dem Bock, und dennoch erblickte ich nach wie vor den Menschen dort auf der Straße, meinen Doppelgänger, an den ich inzwischen schon ganz nahe herangekommen war. Das Herz stockte mir, die Haare sträubten sich, kalter Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Ich saß wie gelähmt, und so fuhr ich dicht an meinem Ebenbilde vorüber und blickte ihm in die erloschenen, ausdruckslosen Augen. Endlich raffte ich mich auf und rief den Kutscher an: „Sagen Sie, haben Sie auch den Mann gesehen, der da eben an uns vorüber ging?"

Der Kutscher rief erstaunt zurück: „Welchen Mann denn? Hier ging doch keiner."

„Doch, doch! Hier rechts, ganz dicht neben dem Wagen. Er muß doch noch hinter uns zu sehen sein."

Der Kutscher drehte sich herum, und ich tat das Gleiche, aber niemand war zu erblicken.

„Herr Doktor, Sie müssen wohl geträumt haben", meinte der Kutscher lächelnd und wandte sich wieder seinen Pferden zu. Ich aber wußte es besser. Der Angstschweiß auf der Stirn, den ich mir nun abtrocknete, war mir der beste Beweis dafür, daß ich mit wachen Sinnen gesehen hatte."

Tief ergriffen blickte ich auf den blinden Freund; nur zögernd fragte ich: „Du hast von da an gewußt, was dir bevor stand?"

„Ich habe es mir natürlich auszureden versucht. Allmählich verblaßte auch der Eindruck dieses Erlebnisses. Aber hin und wieder kamen die Gedanken doch, und da habe ich mich in stillen Stunden darauf vorbereitet, wenn das Gesicht einmal zur Wirklichkeit werden sollte, mein Schicksal mit Fassung zu ertragen."

Still ward es im Zimmer. Leise und ebenmäßig ging nur das Ticken der alten Wanduhr wie der geheimnisvolle Atem der Zeit, der rastlos enteilenden, der ewig bleibenden.

Der Selbstmord im Koffer.

Verwegener Juwelenschwindel einer falschen Gräfin.

Eigentlich muß man sich nicht so sehr wundern über die immer neuartigen Tricks, mit denen die internationalen Hochstapler arbeiten, als darüber, daß gewiegte Juweliere noch darauf hereinfallen. Manchmal helfen sogar ganz uralte, oft erprobte Methoden zur Durchführung eines größeren Schwindels, wie jetzt in Lyon, wo eine große Firma um ungeheure Summen geschädigt worden ist. Der Inhaber dieses Geschäfts kennt seit Jahren eine italienische Gräfin della Crossa, die er zu seinen besten Kunden zählen darf. Diese rief ihn eines Morgens aus einem Hotel an, und bat ihn, umgehend drei Diamantdiademe in ihr Appartement zu senden.

Das fiel ihm nicht auf, und hätte doch auffallen müssen. Erstens: wer bestellt gleich drei Diademe auf einmal? Zweitens: warum kam die Gräfin, die stets persönlich erschienen war, nicht selber? Der Juwelier beging aber dazu noch einen entscheidenden Fehler. Statt selbst, in Begleitung von mindestens einem Angestellten, die Gräfin aufzusuchen, die er immer persönlich bedient hatte, schickte er seinen Prokuristen allein mit Wertobjekten von einer halben Million Mark in das Hotel. Der kam aber nicht wieder, sondern blieb drei Tage verschwunden.

Das Hotel, von dem Juwelier angerufen, teilte mit, der Prokurist habe (in Cutaway und Zylinder, wie er gekommen) gemeinsam mit der Gräfin das Haus verlassen und sie zur Bahn gebracht. Das fiel ihm schon auf, dazu paßte die von der Gräfin gegebene Personenbeschreibung gar nicht auf seine Bekannte. Also Meldung an die Polizei, die sich anfangs einem Rätsel gegenüber sah. Bis nach drei Tagen ein Vorstadthotel mitteilte, in einem seiner Zimmer habe ein Mann im Koffer Selbstmord begangen.

Tatsächlich lag der Prokurist, völlig entkleidet und mit einer furchtbaren Kopfwunde, in einem großen Koffer, lebte aber noch und war nach ein paar Tagen wieder vernehmungsfähig. Nach seinen Angaben haben ihn außer der falschen Gräfin zwei Herren empfangen, von denen einer die Diademe prüfte, während ihm der andere plötzlich von hinten einen furchtbaren Schlag auf den Kopf versetzte, so daß er die Besinnung verlor. — Den Rest mußte sich die Polizei hinzukombinieren: Der Prokurist wurde entkleidet in den Koffer gelegt, den die „Gräfin" mit einem ihrer Komplicen, der die Kleider des Überfallenen anlegte, in jenes Vorstadthotel schaffte.

Die beiden Helfershelfer wurden bald aufgestöbert, der eine wurde auf der Flucht erschossen, der andere verhaftet, die „Gräfin" dagegen ist über alle Berge, und mit ihr die drei Diademe. Den Juwelier aber, der mehr als leichtfertig und ungeschickt gehandelt hat und jede so großen Objekten gegenüber notwendige Vorsicht vermissen ließ, kann man nicht einmal bedauern. U. E.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg